

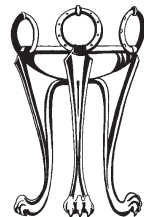
# Friede

## Eine Spurensuche

Sonderdruck

herausgegeben von

MARION MEYER



PHOIBOS VERLAG, WIEN 2008

## INHALT

Marion Meyer	Vorwort . . . . .	7
Erwin Bader	Ideen zum Frieden . . . . .	9
Hermann Mückler	Friede – eine ambivalente Kategorie. Ethnologische Annäherungen und Gedanken zu einem Begriff . . . . .	21
Marta Luciani	Friede oder Abwesenheit von Krieg? Fallbeispiele in der Archäologie Syro-Mesopotamiens . . . . .	31
Erika Bleibtreu	Assyrien (Irak) »friedlich« gesehen . . . . .	45
Marion Meyer	Das Bild des »Friedens« im Athen des 4. Jhs. v. Chr.: Sehnsucht, Hoffnung und Versprechen . . . . .	61
Wolfgang Wischmeyer	Friedensvorstellungen in der christlichen Antike . . . . .	87
Lioba Theis	Ist Frieden darstellbar? Byzantinische Bildlösungen . . . . .	95
Zu den AutorInnen	. . . . .	111
Programm der Ringvorlesung	. . . . .	112

# Ideen zum Frieden

Erwin Bader

## Die Ausgangslage

Ich möchte einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Ideen der sog. kultivierten Menschheit und insbesondere der Europäer zum Frieden geben, angefangen mit der Antike bis in unsere Zeit. Dabei möchte ich vorweg feststellen, dass eine Enttäuschung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eingetreten ist: Während man damals noch überzeugt war, dass die Menschheit durch die Grausamkeit der Kriege gelernt und nun von Kriegen für alle Zeit genug habe, stellt sich heute heraus: Der Krieg wird von namhaften Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit wieder für »führbar« gehalten. Die Sehnsucht nach Frieden, welche die Nachkriegszeit bestimmte, wird hingegen als Illusion abgetan. Um sich mit der Tatsache besser abzufinden, entwickelte man eine makabre Methode: Die Schwelle, ab wie vielen Toten in einem Land pro Jahr (derzeit ca. 1.000!) man überhaupt von einem Krieg spricht und nicht nur von Spannungen, Unruhen, Kämpfen etc., wird ständig hinaufgesetzt.

Dennoch kann man im Rückblick auf die Menschheitsgeschichte einen gewissen Fortschritt feststellen. Denn während das bisherige Geschichtsverständnis unter dem, was als »Geschichte« bezeichnet wird, vor allem die Abfolge der Kriege verstand, versucht man heute langsam zu begreifen: Es gibt auch eine Geschichte der Philosophie des Friedens. Diese kann als Entwicklung verstanden werden. Um diese Entwicklung des menschlichen Denkens auf dem Weg zur Wertschätzung des Friedens mit ihrer Dialektik und ihren Rückschlägen soll es hier also gehen. Wäre es nicht sogar verlockend, überhaupt die Geschichte der Philosophie als die ihres Beitrages zum Frieden neu zu schreiben?

Bevor ich mich auf die kurze Darstellung der Entwicklungslinie des Friedens einlasse, möchte ich aber noch einige Probleme des Denkens unserer Zeit im Zusammenhang mit dem Frieden erörtern, von denen ich meine, dass dies eigentlich eine Art Wiederbelebung des antiken Denkens mit seiner Verharmlosung oder Glorifizierung des Krieges darstellt. Bisher haben Philosophen und Dichter seit Homer und Heraklit bis hin zu Schiller, Hegel und Marx den Krieg als Motor der Entwicklung und/oder sittlich hebende Kraft glorifiziert. Bei Homer, mit dem die Geschichte Europas vielleicht ihren Ausgang nahm, ist Eirene, der Friede, bloß die von Göttern verfügte Unterbrechung des kriegerischen Normalzustands. Bekannt ist der Ausspruch von Heraklit, »der Krieg ist der Vater aller Dinge«, im Original: *Polemos pater touton*, wobei *polemos* »Streit« oder »Krieg« bedeutet. Daneben blieb in der damaligen Zeit noch relativ unbedeutend, dass Einzelne wie Hesiod die Begriffe *eirene*, *dike* (Recht) und *eunomia* (Ordnung) als positive Werte hervorzuheben versuchten. Der Grundzug des Denkens war und blieb damals noch, den Krieg als Ehre anzusehen. Bei allem Respekt vor der Antike, in dieser Hinsicht sollten freilich die Menschen von heute anderer Auffassung sein.

Dennoch differenzieren sich manche Denker der Gegenwart nur wenig von der oben angesprochenen Ansicht und unterscheiden sich lediglich durch die Tatsache, dass neue Begründungsargumente für den Krieg gefunden werden sollen; solche »Philosophen« scheint es heute jedenfalls zu geben, so etwa André Glucksmann (\*1937) mit seiner »Philosophie der Abschreckung« (La Force du Vertige, 1983).

Glucksmann ist ein französischer Philosoph und Schriftsteller, der in seiner Auseinandersetzung mit dem Marxismus eine dezidierte Kritik totalitaristischer Systeme entwarf. Der Franzose deutsch-jüdischer Abstammung will sich als Fortsetzer der gesellschaftskritischen Linie seit Sir Karl Popper verstehen. Die Geschichte der europäischen Philosophie möchte er antiideologisch

und freiheitlich interpretieren, wobei er das Weltbild von Platon, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Karl Marx und Friedrich Nietzsche als Kräfte der Gefährdung der Freiheit sieht. Damit wird bei ihm aber die (militärisch verstandene) Methode der Abschreckung legitimiert, da sie angeblich als Krieg um des Friedens willen Ausdruck einer internationalen Solidarität sei. Er vermeint bloß einen Wandel der Strategie »von der begrenzten (atomaren und bipolaren) zu einer generalisierten (globalen und humanitären) Abschreckung«<sup>1</sup> zu sehen.

Dabei ist freilich auch die These des Friedens durch Abschreckung mittels Atomwaffen dringend zu hinterfragen. Meine These lautet hingegen: Abschreckung kann keinen Frieden bringen, denn Abschreckung ist schon von seiner Bedeutung her die Herrschaft des Schreckens, also keine Herrschaft der Friedfertigkeit. Abschreckung schafft jedenfalls Misstrauen und fördert häufig Hass. Atomare Abschreckung bedeutet, dass zwar ein Krieg mit konventionellen Waffen verhindert werden soll, aber mit einem Völkermord durch Atomwaffen gedroht wird. Dies ist freilich unglaublich, äußerst gefährlich und geheuchelt und kann niemals im Sinne der Herstellung des Friedens erfolgreich sein.

Abschreckung schafft Angst, aber Angst schafft nicht Frieden, sondern lähmt den Verstand. Speziell wer zur übertriebenen Angst neigt, sieht Bedrohungen immer viel direkter und reagiert darauf viel heftiger. Also kann die Angst vor der Atombombe labile Personen und Gruppen zu irrationalen Aktionen provozieren, und somit kann die Atomdrohung zur Verbreitung der Ideologie von Selbstmordattentaten sowie zur Durchführung jener schrecklichen Verbrechen mit beigetragen haben.

Wer Angst hat, versucht diese oft dadurch zu überwinden, dass er anderen Angst macht. Damit kommt es zur gegenseitigen Aufschaukelung, und die Abschreckung tendiert dazu, ein immer drastischeres Ausdrucksmittel zu wählen. Dieser Weg der Abschreckung kann daher von sich aus nicht zum Frieden führen, und der Friede zwischen den westlichen Staaten im Kalten Krieg hat ganz sicher andere, durchaus edlere Gründe als die Abschreckung durch die Atombombe. Abschreckung erzeugt Angst und Hass, und beides ist der friedlichen Gesinnung auf Dauer abträglich.

Die wirkliche Idee des Friedens weist daher in eine andere Richtung, was ich in dieser Betrachtung über die Ideen des Friedens zeigen möchte. Wie es eine Geschichte der allgemeinen Geistesentwicklung gibt, über welche man sich bereits Gedanken gemacht hat, so sehe ich die Menschheitsgeschichte auch und vielleicht sogar an prominentester Stelle als eine Geschichte der Entwicklung vom Krieg zum Frieden.

### **Vom Mythos zum Logos**

Unsere abendländische Geschichtsbetrachtung beginnt bei den Griechen, die ihre Kultur vom Orient erhalten haben. Schon seit Platon wurde es möglich, die Geistesgeschichte als eine Entwicklung »vom Mythos zum Logos« zu deuten. Dabei steht fest, dass der Mythos der alten Welt einer von Kriegen, Kriegshelden und Siegen war und den Göttern die Rolle zukam, diese Kriege zu schüren und auch zu führen und letztlich das Ende der Kriege sowie den Sieger festzulegen.

Wie oben bereits kurz erwähnt wurde, kann man offenbar Homer als den bevorzugten Literaten der ersten Stufe der europäischen Geistesgeschichte kennzeichnen. Dichtung und Religion bildeten bei ihm eine Einheit, und bei Homer las man nach, wenn man wissen wollte, was und wie die Götter und Helden über das Leben der Menschen bestimmen. Eine Einsicht scheint schon damals vorhanden gewesen zu sein: Kriege mögen zwar von den Menschen geführt werden, den Frieden aber können nur die Götter herstellen. Dieses Denken wirkte während der meisten Zeit der Antike bei Griechen und Römern, wenngleich einige Philosophen, speziell Sokrates, gleichsam ihrer Zeit voraus waren und zum Teil wegen ihres Andersseins vom Volk angefeindet

---

1 A. Glucksmann, *Krieg um den Frieden* (Stuttgart 1996) 195.

wurden. Die Idee einer Geistesentwicklung vom Mythos zum Logos war damals lediglich ein vager Traum und erhält erst heute langsam Boden unter den Füßen.

Die archaische Welt war eingeteilt in die Zone der Freunde und jene der Feinde – und der beschränkte Horizont der Menschen jener Zeit ließ die eigene Größe aller noch so kleinen Völker übertrieben, die Macht der Feinde aber bewältigbar erscheinen. Die Feinde galten als böse und unfriedlich, die Mitglieder der Eigengruppe hingegen zumindest grundsätzlich als gut, freundlich und friedlich. Freilich entspricht dies der Erfahrung: Wem du Gutes tust, der tut auch dir Gutes. Also zog man den Schluss, nur der verdiene es, dass man ihm Gutes tue, von dem auch zu erwarten sei, dass auch er im Gegenzug Gutes tue. Angehörige verfeindeter Völker kann man aus diesem Kalkül getrost weglassen. Mit diesem Denken setzte sich schon Sokrates kritisch auseinander, wenngleich es ihm nicht gelang, dieses Freund-Feind-Schema als vernunftwidrig zu entlarven. Keiner seiner, von Platon wiedergegebenen, Dialoge scheint daher so schwierig, keine seiner ideellen Konzepte so sperrig wie jene im Buch »Der Staat«.

In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass die antike Gesellschaft der Überzeugung war, gerecht zu sein hieße so zu leben, wie Euripides lehrte: »Den Feinden schrecklich und den Freunden liebevoll.« Dies war zu jener Zeit noch so selbstverständlich, dass der römische Politiker Lucius Sulla an seinem Grab die Inschrift anbringen ließ: »Kein Freund hat ihm so viel Gutes und kein Feind so viel Böses getan, dass er sie nicht beide in beiden weit übertroffen hätte«<sup>2</sup>.

Nach Platons Überlieferung aber wollte Sokrates die Lehre verbreiten, dass man den Feinden nichts Böses tun solle. Platon beschreibt einen Dialog zwischen Sokrates und einem gewissen Glaukon, der für den damaligen Zeitgeist steht und absolut nicht akzeptieren kann, dass er seinen Feinden nicht Böses tun solle. Glaukon argumentiert, wenn es denn jemals auch nur einen wirklich Gerechten gäbe, der nicht (wie alle vernünftigen Menschen) bloß so tut, als sei er gerecht, sondern der sogar den Feinden Gutes tun würde, dann würde dieser in der Welt auf Widerspruch stoßen und am Ende »gegeißelt, gefoltert, in Ketten gelegt, geblendet und schließlich noch ans Kreuz geschlagen ...«<sup>3</sup>. Jesus hat dieses Leben des von Platon beschriebenen Gerechten in seiner vollen Größe vorgelebt und damit für die Zukunft der Menschheit den Bann gebrochen. Selbst wenn das Schicksal dieses gerechten Gottes ziemlich ähnlich war wie bei Platon beschrieben, hat er viele Menschen bis heute in seine Nachfolge geholt und damit dem Denken einen wichtigen, vielleicht sogar überhaupt den wichtigsten Impuls dafür gegeben, dass sich die archaische allmählich zu einer vernünftigen Denkweise wandelte.

Im Sinne des damaligen archaischen Denkens ist es zu erklären, dass die Geschichte der Antike eine Geschichte der gegenseitigen Angriffskriege war, was teilweise wenigstens durch den Wunsch nach Frieden gerechtfertigt wurde. Die *Pax Romana* war charakterisiert durch einen Begriff des vorgeblichen oder in guter Absicht betriebenen Friedenstiftens, dessen Formel *si vis pacem, para bellum* (»wenn du Frieden willst, bereite den Krieg«), also dessen *pacificare* (»Frieden herstellen«) im Klartext nichts anderes als *aggredi* (»angreifen«) hieß. Freilich gab es hin und wieder auch zarte Ideen einer Gegenströmung, etwa wenn Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.), der berühmte römische Politiker und Schriftsteller, sagte, den ungerechtesten Frieden fände er immer noch besser als den gerechtesten Krieg.

Auch das antike jüdische Verständnis von Krieg und Frieden war so sehr von der umstrittenen geopolitischen Lage des Landes und von den Zeitumständen geprägt, dass etwa die völlige physische Vernichtung der Feinde Israels nach dem Sieg (»Bann«) nicht nur als eine Art Betriebsunfall, sondern an mehreren Stellen sogar als angeblicher Auftrag Gottes gesehen wurde. Doch die Juden hatten immerhin die Sehnsucht nach einer kommenden Welt, in der Frieden herrscht. Sie meinten, Gott gehe es eigentlich und letztlich um den Frieden, wenngleich dieser ständig bedroht werde. Die Geschichte anderer Völker stünde sicher nicht weniger kriegerisch da als die

<sup>2</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Sulla> (30. 01. 2007).

<sup>3</sup> Platon, Der Staat (Bonn 2005) 62.

der Israeliten, es gibt allerdings nicht viele andere, gleich alte, authentische und noch dazu relativ ausführliche Aufzeichnungen der Geschichte wie jene der Bibel. Wie sähe etwa die Geschichte der Völker Zentralasiens oder Europas der frühen Epoche aus, wenn schon die dokumentarisch erfasste Geschichte jener Gebiete kein Ruhmesblatt darstellt? Auch Indien, um ein anderes Beispiel zu nennen, wurde ja anfangs von den Ariern eigentlich räuberisch überfallen und unterworfen, wenn auch danach die Aufrechterhaltung des Status quo, die im Sinne der Herrschenden eine nützliche Haltung war (wie Hegel sagte), zugleich dem Volk eine neue religiöse Dimension eröffnete.

Von Djingis Khan ist bekannt, dass er seine Eroberung religiös begründete, aber auch in den meisten anderen Fällen wird es sich analog verhalten haben. Nicht nur die Angriffe von Hunnen, Mongolen, Türken etc., sondern auch die der Germanen waren im Grunde räuberische Streifzüge, auch wenn sie heute gerne als Völkerwanderung verharmlost werden; der aus späterer Sicht brutalste von ihnen, jener der Vandalen gegen das christlich-römische Nordafrika, hat immerhin den bis heute gebräuchlichen Begriff des Vandalismus nach sich gezogen. Auch Mohameds und Napoleons Eroberungen hatten in früheren Beispielen, etwa den Feldzügen des Alexander, ihre Vorläufer.

Die christliche Feindesliebe war zwar eine geistige Revolution in der Geschichte, aber die geschichtliche Realität wird bis heute noch kaum nach diesem Paradigma gestaltet. Selig sind die Friedensstifter, *beati sunt pacificandi*, hieß jener bedeutende Satz der Bergpredigt, von dem sich das Wort »Pazifist« ableitet. In der politischen Realität werden Pazifisten allerdings noch heute allzu oft als weltfremde Utopisten abgetan. Bertha von Suttners Werk wird heute zwar theoretisch anerkannt und ihr Porträt ziert zurzeit eine österreichische Euro-Münze, zuvor sogar die Tausend-Schilling-Note, aber zu ihrer Lebenszeit war sie von Spott und Hohn verfolgt.

Bereits in der Antike vollzog sich eine Wende im kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Geistesleben, welche vor allem durch Aurelius Augustinus eingeleitet wurde. Ambrosius von Mailand hatte schon gelehrt: »Beginnt in euch selbst das Werk des Friedens und gebt, wenn ihr zum Frieden gefunden habt, den Frieden anderen weiter«<sup>4</sup>. Augustinus entwickelte zu jener Zeit, als bereits Kämpfe der germanischen Völker den Verfall<sup>5</sup> der römischen Kultur und Politik bewirkten, diese Gedanken weiter und brachte die Idee zu Papier, dass nicht der Krieg, sondern der Friede das eigentliche Naturgesetz sei. Also nicht in einer Zeit der Sicherung des eroberten Reichsbestandes, sondern in der Zeit der kriegerischen Zerstörung desselben, als die politische Vernunft eigentlich nach einem kraftvollen militärischen Gegenschlag hätte Ausschau halten sollen, machte er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt klar, dass der Friede das höchste Gut auf Erden und im Himmel sei. Viele Zeitgenossen meinten damals, die Christen seien grundsätzlich keine guten Kämpfer, weil sie aus moralischen Gründen zögern würden, ja sie seien teilweise wegen des langen Friedens verweichlichte Versager, und die alten Götter hätten wohl das Reich besser geschützt als der neue Gott Christi. Den Einwänden der gebildeten Gegner des Christentums, welche meinten, nur in der großen Vergangenheit, als die vielen Götter Roms verehrt worden waren, habe Rom zu seiner Größe gelangen können, hielt er den einen und liebenden Gott anstelle der früheren, auch untereinander als verfeindet geltenden und meist kriegerischen Gottheiten entgegen, aber auch, dass die Eroberung von Reichen, die Rom nichts getan hatten (wie wohl auch alle anderen Entwicklungen von Großreichen) ursprünglich nichts anderes als Akte von Räuberei gewesen seien.

Das Christentum werde sich dagegen erst in einer späteren Zeit bestätigen, meinte Augustinus angesichts einer Zeitepoche, die geprägt war von der im Jahr 410 n. Chr. erfolgten Belage-

4 Ambrosius von Mailand, Auslegung des Lukas-Evangeliums; zitiert nach: Communauté de Taizé (Hrsg.), Seele der Welt. Texte von Christen der ersten Jahrhunderte (Freiburg 2001) 85.

5 Die Italiener haben ihr Wort für »Krieg« (»guerra«)

nicht vom lateinischen *bellum* übernommen, welcher – weil früher meist erfolgreich – noch als *bello* (»schön«) gepriesen wurde, sondern vom germanischen Wort für »(Ver-)Wirkung«.

rung Roms durch die Westgoten unter Alarich und dem allgemeinen Zerfalls des Imperiums aufgrund der erfolgreichen Angriffe kriegerischer Nachbarn; dann werde auch irgendwann und allmählich die Herrschaft des Friedens, das von Gott für die Welt vorgesehene Heil, kommen. Wie könne man sich aber überhaupt der Größe eines Reiches rühmen, klagte er weiter, »wenn das Glück der Menschen offensichtlich aus nichts anderem bestehen soll, als beständig Kriegsdrangsal durchzumachen und Blut zu vergießen ...«<sup>6</sup> – nachdem die Nachbarvölker »nur unter ungeheuren Gefahren und nicht geringen Verwüstungen auf beiden Seiten«<sup>7</sup> unterworfen werden konnten. »Was sind schließlich Reiche ohne Gerechtigkeit anders als große Räuberbanden«<sup>8</sup>, – denn »Nachbarn mit Krieg überfallen, ... und Völker, die einem nichts getan haben, bloß aus Herrschsucht unterwerfen und vernichten: wie soll man das anders nennen als großangelegte Räuberei?«<sup>9</sup>.

Mit seinen Ideen war Augustinus zweifellos seiner Zeit weit voraus. Dem Protest gegen Kriegslust und Prahlerei mit irdischer Macht setzte er die wahre innere Größe entgegen, welche im Frieden liegt, gleichsam eine Investition nicht in irdischen Ruhm, sondern in den mitwirkenden Bau am Reich des echten Friedens, was am Ende von Gott mehr belohnt werde als die Welt je etwas lohnen könne. Es lässt sich in der Folgezeit durch das Aufkommen und die Verbreitung des Christentums insgesamt, wenigstens im Ansatz, durchaus ein Paradigmenwechsel der Einstellung zum Frieden feststellen, welcher allerdings erst allmählich die Denkgewohnheiten der Europäer veränderte.

Die Periode nach der Zerstörung des weströmischen Reiches war eine Zeit der kulturpolitischen Stille, hervorgerufen durch den lange nachwirkenden Schock der Vernichtung vieler mit dem Römerreich verbundenen Kenntnisse, Werte und Ordnungen, was man nicht zu Unrecht als das ›finstere Mittelalter‹ beschrieb. Den eingeschüchterten friedlichen Kräften stand eine Übermacht an gewaltbereiten und kriegerischen, im verzerrten Selbstverständnis als historisch relevant geltenden Kräften gegenüber.

### Das junge Europa

Wie oft kritisiert wurde, war die Friedensidee im frühem Mittelalter auch da und dort ein Deckmantel für eine eher aus Bequemlichkeit herrührende Abneigung gegen Kampfeinsätze, als dass darin eine christliche Gesinnung zur Entfaltung gelangt wäre. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass dennoch eine christliche Gesinnung in zunehmendem Maße vorhanden war, weniger im Staat, umso mehr aber in der Kirche und in der zunehmenden Zahl von Klöstern. Im Stillen, auch in der familiären Erziehung und in der Gegenwart des Gottesdienstes, besonders aber im Beispiel von Einzelpersonen und Gruppen lebte die Stärke dieses gelebten Christentums weiter – vielleicht vergleichbar mit unserem Zeitalter unter den nationalsozialistischen, kommunistischen, islamistischen und sonstigen Diktaturen.

Eine Besonderheit bestand darin, dass zu jener Frühzeit die christliche Caritas und – man bedenke die kriegerischen Zeitumstände – besonders der Gefangenenfreikauf als Grundanliegen des Christentums verstanden und eifrig gepflegt wurden. Aber nicht nur Angehörige des eigenen Volkes wurden freigekauft, sondern auch fremde Soldaten, teilweise ohne Rücksicht auf die Frontlinien.

Ein interessantes Beispiel ist die Eroberung von Arles durch Chlodwig<sup>10</sup>. Dieses ereignete sich zu jener Zeit der allmählichen Bekehrung der Franken vom altgermanischen Glauben zum Christentum, was nicht nur für die Franken, sondern durch deren Einfluss zunehmend auf alle Germanenreiche in ganz Europa Auswirkungen hatte. Man darf nicht vergessen, dass damals sozusagen ganz Europa in Germanenreiche aufgeteilt war.

<sup>6</sup> Aug. civ. 4, 3.

<sup>7</sup> Aug. civ. 18, 22.

<sup>8</sup> Aug. civ. 4, 4.

<sup>9</sup> Aug. civ. 4, 6.

<sup>10</sup> A. Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter (Darmstadt 1997) 590.



Im Allgemeinen nimmt man an, dass die entscheidende Wende des Denkens Chlodwigs ein Sieg über die Alemannen unter dem Schutz des Christengottes gewesen sei. Entscheidend ist hierbei aber die Frage, was Chlodwig vor dem Kampf dazu veranlasst haben könnte, das Unternehmen unter den Schutz des christlichen Gottes zu stellen, welche Erlebnisse bzw. persönliche Erfahrungen mit Christen ausschlaggebend waren. In der Tat gab es mehrere Ereignisse, von denen das wohl markanteste, eine ungewöhnliche Begegnung der Germanen mit Christen in Arles, hier hervorgehoben werden soll.

Nachdem Chlodwig die noch römisch geliebene Stadt Arles südlich seines Reiches angegriffen und beinahe erobert hatte, wurde Arles von Truppen des Theoderich aus Ravenna befreit und die Soldaten Chlodwigs wurden gefangen genommen. Da bemühte sich Caesarius, der Bischof von Arles, seine Gläubigen neben den üblichen Werken der Nächstenliebe auch zum Freikauf jener gefangenen Soldaten zu bewegen, welche als Feinde gerade erst die eigene Stadt angegriffen hatten und vielleicht sogar hätten zerstören können.

Dieses Ereignis dürfte wohl einen außerordentlichen Eindruck auf die fränkischen Soldaten und vor allem auf Chlodwig gemacht haben, denn ein solches Verhalten kam in seinem bisherigen Ehrenkodex nicht vor, ja es widersprach diesem sogar. Im konkreten Fall aber kam es ihm selbst und seinen Soldaten zugute. Es bedurfte allerdings noch weiterer Argumente, dass sich Chlodwig zu seinem historischen Schritt durchrang. Freilich blieb Chlodwig auch nach seiner im Jahr 496 erfolgten Bekehrung zum Christentum im Grunde noch immer ein Krieger, wie er es vorher gewesen war. Germanische und christliche Werte, Kampf und Friedenssehnsucht, hatten sich aber damit erstmals zu jener Einheit zusammengefunden, welche Europa für die nächsten 1500 Jahre prägte und festigte.

Diese lange Zeit verblieb nicht ohne Veränderungen. Man darf das Mittelalter vor allem nicht mit der heutigen Zeit vergleichen, in der zwar einerseits der Wert des Pluralismus hoch geschätzt wird, andererseits aber doch eine gewisse, meist durch Vernunft begründete, Einmütigkeit der gesamten Gesellschaft hinsichtlich gewisser Basiswerte wie Demokratie, Freiheit etc. besteht. Das Mittelalter war hingegen, wie Friedrich Engels es wohl richtig charakterisierte, vor allem eine Zeit ohne Disziplin. Heute wird in der Schule gelehrt, wie die Welt zu verstehen sei, damals fehlte eine solche allgemeine Instanz (sogar die Religion war noch stark regional geprägt) und vor allem die kommunikatorischen und sonstigen Mitteln flächendeckender zentraler Steuerung. So herrschten trotz und neben der legitimen Regierung immer auch Gewalt und Räuberbanden und viele weitere archaische und anarchische Züge, nicht nur am Lande, sondern auch im Verhältnis zwischen verschiedenen Teilgebieten und Unterzentren der legitimen Gewalt.

Im internen kirchlichen Leben herrschte anfänglich das allgemeine Waffen- und Gewaltverbot. Aber auch wenn ein einfacher Gläubiger einen Menschen getötet hatte, selbst wenn er dies als Soldat oder Scharfrichter im Auftrag eines Landesherrn getan hatte, musste dieser langwierige Bußvorschriften befolgen, bevor er wieder zum ehrenwerten Mitglied der Gesellschaft werden konnte. Damit versuchte man, Kriege möglichst zu verhindern, was freilich nicht dauerhaft gelang.

Eine besondere Bedeutung erhielt zu diesem Zweck seit Thomas von Aquin die Lehre vom gerechten Krieg, welche, aufbauend auf einem Begriff, den schon Cicero verwendete und der durch Augustinus eine neue Konnotation erhalten hatte, von Thomas von Aquin und in der Scholastik zu einem in den wesentlichen Zügen gleichbleibenden System ausgebaut wurde, das bis heute immer wieder aktualisiert wird. Der Begriff »gerechter Krieg« ist irreführend, wenn man bedenkt, dass Augustinus sagte, jeder Krieg sei an sich durchwegs ungerecht, weil immer ein ungerecht Angreifender erst einen Krieg verursacht. Nur die echte Gegenwehr sei legitim, aber selbst dann müsse ein König, der einen solchen (Abwehr-) Krieg führe, von Trauer erfüllt sein. Akzeptabel wäre selbst ein solchermaßen »gerechter Krieg« nur unter bestimmten Umständen, etwa wenn der Befehlsgeber der Gegenwehr die legitime Autorität dazu besitze, wenn nur Mitkämpfende und keine neutralen Personen und Güter zu Schaden bzw. in Gefahr gebracht wür-



den, wenn die durch die Gegenwehr entstehenden Leiden geringer blieben als die zu beseitigenden (oder zu verhindernden Leiden) und wenn schließlich auch eine berechtigte Aussicht auf Erfolg der Handlung abzusehen sei. Im voranschreitenden Mittelalter hat man speziell das mancherorts übliche System der *Treuga Dei* (Gottesfrieden, Landfrieden) zur Begrenzung der Kriege immer weiter ausgedehnt. Am Freitag und Sonntag wurde die Kriegsführung verboten, weitere Beschränkungen folgten.

Angesichts solcher Umstände begannen einige Denker und Dichter bereits von einem möglichen ewigen Frieden zu träumen. Zuerst war es die Dichtung, wo solche Träume ausgesprochen wurden. Dante Alighieri entwarf in *De Monarchia*<sup>11</sup> einen Plan einer Weltmonarchie, deren oberster Herrscher keine unumschränkten Gewalten besitze, sondern der nur ein Schirmherr des Rechts und des Friedens sei.

Man meinte damals, eine ernsthafte Bedrohung des Friedens in Europa gäbe es nur von außen, speziell durch jene Völker, welche nicht Christen waren. Manche Christen in islamisch beherrschten Ländern hingegen waren glücklich darüber, dass sie wenigstens nicht Kriege zu führen brauchten, auch wenn sie sonst allgemein als Menschen zweiter Klasse galten. Nikolaus Cusanus wollte mit seiner Schrift *De Pace Fidei* (»Der Friede zwischen den Religionen«) womöglich auch diese Differenzierung so weit als möglich einebnen. Anlass war die Eroberung der alten Kaiserstadt Konstantinopel am 29. Mai 1453 durch die Türken. Dabei war es auf beiden Seiten zu unvorstellbaren Grausamkeiten gekommen. Gegen den religiösen Fanatismus und die Inhumanität des Krieges setzte Kues (Cusanus) seine Idee der interreligiösen Ökumene. Ausgehend von seiner Vorstellung der *coincidentia oppositorum* (Übereinstimmung der Gegensätze) im Unendlichen, wonach alle Unterschiede (speziell der Religionen) bei Gott verschwinden, wie sich auch zwei Parallelen im Unendlichen treffen, sprach er die Illusion der letztlich einen Religion an, welche sich in regionaler Mannigfaltigkeit ausdrücken kann und soll. So begründete er seine Idee der Toleranz, der Verständigung zwischen den Religionen und hoffte, dass Kriege, welche durch die Unterschiede der Religionen begründet würden, aufhören werden. Er lehrte (darin auch Hans Küng vorgreifend), dass alle Religionen in der Ethik im Wesentlichen übereinstimmen und sich nur in den Kultformen unterscheiden. Der Friede ist also ein gemeinsames Ziel aller Menschen und aller Religionen.

Die Friedenssehnsucht und die Praxis der Eindämmung der Kriege schien damals in Europa wirklich zunehmend Erfolg zu haben. Schließlich meinte Kaiser Maximilian, der »Letzte Ritter«, er könne den Krieg für alle Zeit völlig abschaffen und verbieten und verkündete dazu 1495 auf dem Wormser Reichstag den »Ewigen Landfrieden«. Dieser gelte, soweit seine Macht reiche, also theoretisch für die ganze katholische Christenheit, realistisch jedoch für das Heilige Römische Reich mit seinen vielen Fürstentümern und Königreichen. Doch das Ergebnis dieses Friedensediktes war letztlich keineswegs wie gewünscht, noch dazu speziell für das Kernland der kaiserlichen Macht. Weil nämlich offiziell alles verboten war, hielt man sich an keine Regel der Kriegsführung mehr und handelte, als sei alles erlaubt. Die Folge war der Dreißigjährige Krieg, dessen Zeitraum als grausamste Geschichtsperiode seit der Epoche der Völkerwanderung und vor den beiden Weltkriegen in die Geschichte eingegangen ist.

Diese Entwicklung zur gesteigerten Brutalität von Kriegen war durch die zunehmende Verwendung von Schwarzpulver für Schießwaffen mit bedingt und zeichnete sich speziell seit dem Aufkommen der Glaubenskongflikte ab. Im Jahr 1508 verfasste Erasmus von Rotterdam die leider verschollenen Schrift *Antipolemos*, also »Antikrieg«, im Jahr 1518 schuf er dann mit seiner Schrift *Quaerela Pacis* ein Dokument zur Unterstützung der Friedensidee in einer unfriedlicher werdenden Zeit. Der Friede befördert nach Erasmus nicht nur das individuelle Glück der Menschen, sondern auch gute Sitten, echte Wissenschaften und schöne Künste. Die Gewalttätigkeit des Krieges hingegen bringt nur Barbarei hervor.

11 Dante Alighieri, *Monarchia* (Stuttgart 1989) Kap. 14. (in Übersetzung von R. Imbach).

Schon seit der Renaissance wurden die Werke der Antike mit Aufmerksamkeit gelesen, und man versuchte gleichzeitig, einen vernünftigen Kompromiss zu finden zwischen Krieg und Frieden, ähnlich jenem, der etwa mit der *Pax Romana* verwirklicht gewesen zu sein schien. Nach dem Dreißigjährigen Krieg aber hatte sich die Abschaffung des Krieges scheinbar als undurchführbar erwiesen. So fanden auch jene antiken Vorstellungen, wonach Kriegsruhm etwas besonders Edles sei und der Krieg die Tugenden der Menschen fördere, wieder vermehrt Anklang. Es stellte sich heraus, dass das Mittelalter unter der Schizophrenie gelitten hatte, den Krieg theoretisch abzulehnen und praktisch nicht von ihm lassen zu können.

Speziell seit der Reformation war die Einheit Europas im christlichen Glauben zerfallen, und die Meinungsverschiedenheiten über Glaubensfragen konnten in einen Zusammenhang mit der Grausamkeit gänzlich ungezügelter Kriege gestellt werden. So wurde nach vernünftigen Argumenten zur außerreligiösen Unterstützung des Friedens Ausschau gehalten. Die barocke Philosophie war so gesehen die philosophische Antwort auf jene der Renaissance.

Anstelle der optimistischen Denkart der Renaissance wendet sich der Geist Europas zum schwermütigen Barock, welcher durch die erschütternden Erfahrungen von Not und Elend während der Türkenkriege und des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) geprägt war. Der Jude Baruch (Benedictus) de Spinoza, der holländischer Philosoph (1632–1677), war ein typischer Vertreter dieser Zeit. Er befasste sich intensiv, aber kritisch mit der Möglichkeit und Fähigkeit des Menschen, seinem guten Willen gemäß zu leben. Es komme seiner Lehre nach primär auf die innere Haltung des Menschen an. Friede, so lehrte er, sei also nicht bloß die Abwesenheit von Krieg, sondern eine Tugend, eine Geisteshaltung, eine Neigung der Menschen zu Güte, Vertrauen und Gerechtigkeit.

### **Die Zeit um Immanuel Kant**

Braucht der Mensch die Angst vor Krieg und persönlicher Vernichtung, um gut werden zu können? Der 1767 geborene und 1794 auf der Guillotine hingerichtete Louis Antoine de Saint-Juste war einer der vielen, die den Traum von einem Frieden, der durch die (gewaltsame) Revolution bewerkstelligbar erschien, träumten und selber sterben mussten, ohne dass die Menschheit wirklich aufhören wollte, immer martialischer zu werden. Im Gegenteil, die Methoden der Revolution wurden später, in den Jahren ab 1917 in Russland noch perfektioniert, aber bekanntlich ebenfalls, ohne den Menschen besser machen zu können.

Demgegenüber hatte bereits im Jahre 1713 Charles Irénée Castel de Saint-Pierre unter dem Titel »*Traité de la paix perpetuelle*« (über den ewigen Frieden) erstmals einen modernen Weltfriedensplan veröffentlicht, der auf einer europäischen Staatenföderation beruhen sollte. Eine Utopie? Oder eine Vorwegnahme der Ideen von Kant? Wir haben heute ein vereintes Europa – garantiert eine solche Vereinigung aber den Frieden? Jean Jacques Rousseau (1712–1778) kommentierte den von Abbé de Saint Pierre entworfenen Friedensplan in einer Schrift 1761 positiv, bezweifelte aber dessen Durchführbarkeit. Den Frieden könne man, meinte er, nicht durch konkrete äußere Verhältnisse allein herstellen, sondern wenn wir in Frieden leben wollen, müsse der Friede aus uns selbst kommen. Rousseau war aber gespalten, denn er meinte auch, dass der Mensch zwar im Grunde gut sei, aber oft erst mit Gewalt zum Guten gezwungen werden müsse. Die Lösung sah er darin, dass zunächst die Mehrheit der Menschen gut werden müsse und erst dann diese die anderen mit einem Minimum von Gewalt dazu zwingen sollte, nicht gewalttätig zu sein, sondern Frieden zu halten.

Ein anderer Entwurf einer neuen friedlichen Welt, anders als jener der Revolutionäre, wurde im Geiste der Romantik von Novalis vorgelegt, der 1799 in »*Die Christenheit oder Europa*« schrieb, eine heilige Zeit des ewigen Friedens werde erst zusammen mit einem höheren religiösen Leben anbrechen. Wenn die Menschen Christen werden, dann werde Friede herrschen. In einigen Aspekten unterschieden sich seine Gedanken von jenen bei Rousseau weniger als bei

anderen Vordenkern der Revolution. Weitergeführt wurde dieser Gedanke der Romantiker unter anderem von Schlegel, Baader, Görres, Adam Müller, aber auch von Johann Gottlieb Fichte.

In dieser Zeit trat Immanuel Kant mit seiner Behauptung auf, der ewige Friede werde sicher einmal kommen, ja es gebe anhand der Entwicklung der Menschheit gleichsam eine Garantie dafür, sofern nur der gute Wille dafür bei allen vorhanden ist.

Der Begriff eines ewigen Friedens stammt eigentlich vor allem vom früheren Verständnis einiger Friedensverträge. Im Jahre 1483 war erstmals der sog. Ewige Friede zwischen der Hanse und Frankreich geschlossen worden – es folgten später mehrere Verträge, die als Ewiger Friede bezeichnet wurden. Im Rahmen einer Ausstellung »Ewiger Friede 1648« wurde im Jahre 1998 in der deutschen Stadt Münster des Westfälischen Friedens und des Friedens von Münster gedacht.

Grenzte sich Immanuel Kant gegen die Vorstellung solcher doch jeweils örtlich begrenzter Friedensschlüsse ab, wenn er den Titel »Zum ewigen Frieden« für seine berühmte Schrift von 1795 wählte? Auf diesen Gedanken könnte man kommen, wenn man liest, er habe sich durch den Namen eines Wirtshauses gleichen Namens zu diesem Titel inspirieren lassen. Dennoch kann man nicht vergessen machen, dass zu jener Zeit der Begriff eines ewigen Friedens im obigen Sinne im Volksmund bereits stark verbreitet war. Demnach dürfte Kant eine andere Absicht gehabt haben, als er auf den Wirtshausnamen hinwies: Er knüpfte einerseits an die Tradition des Begriffes »Ewiger Friede« an, wollte aber offenbar auch zeigen, dass sich die Menschen bisher immer erst dann zu Friedensvorstellungen durchdrangen, wenn die Alternative dazu der massenhafte Tod war. Eine neue Wertschätzung des Friedens sei aber notwendig, nicht bloß eine aus Angst vor dem eigenen Tod durch einen möglichen Krieg. Dazu erinnerte er an einen Ausspruch eines nicht namentlich genannten Griechen, welcher bereits zu jener Zeit erkannte: »Der Krieg ist darin schlimm, weil er mehr böse Menschen macht, als er wegnimmt«<sup>12</sup>.

Der »ewige Friede« ist nach Kant allerdings erst dann möglich, wenn die ganze Welt zu einer Einheit wird. Heißt es ja auch in Wilhelm Tell von Friedrich Schiller: »Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.« Solange aber die Welt noch nicht erkennt, dass alle Menschen und Völker auf alle anderen angewiesen sind, solange es also noch keine echte Einheit der Menschheit gibt, wie soll es da einen Frieden geben? Freilich ist dazu auch die rechte Gesinnung nötig, die ebenso das ganze Leben durchdringen muss. In Abwandlung eines Bibelsatzes mahnt er: »Trachtet allererst nach dem Reich der reinen praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch euer Zweck, die Wohltat des ewigen Friedens von selbst zufallen«<sup>13</sup>.

Kant meinte also, dass die umspannende Staatengemeinschaft um die ganze Erde, deren Menschen und Völker durch den Welthandel miteinander verbunden sind, letztlich eine Garantie für einen künftigen Frieden sei. Diese Völker sollten einen gemeinsamen Vertrag schließen, der beinhaltet, keine Kriege mehr untereinander zu führen. Wir haben heute eigentlich mit der UNO eine Verwirklichung dieses weltweiten Vertrages vor uns. Der Zweite Weltkrieg war der Anlass, eine solche Staatengemeinschaft zu bilden, nachdem dessen Vorläufer, der Völkerbund, gescheitert war. Bei der Gründung des Völkerbundes wurde tatsächlich der Idee von Immanuel Kant gedacht, und auch für die Bildung der Vereinten Nationen wird seine Idee als indirekte ideale Grundlegung anerkannt. Grundsätzlich hatte die Menschheit die Erfahrung gemacht, dass sie imstande gewesen war, Weltkriege zu beginnen und sogar imstande wäre, die ganze Welt durch Kriege, speziell durch Atomwaffen zu vernichten, oder deren Vernichtung durch Umweltsünden zu verursachen. Also zog die Menschheit den Schluss, der gemeinsame Friede sei besser. Dies führte schließlich auch zur Annahme der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte am 10. Dezember 1948 durch die UNO. Zusätzlich wäre eigentlich durch die Globalisierung wieder ein neuer möglicher Schritt zu einer Einswerdung der Menschheit möglich, die technischen Voraussetzungen dafür wären heute vorhanden wie noch nie seit dem Beginn der Menschheitsge-

12 I. Kant, Zum ewigen Frieden (Stuttgart 1984) 29.

13 Kant a. O. (Anm. 12) 45.

schichte. Aber die Realität lässt den Frieden noch immer nicht den Platz einnehmen, den wir Menschen alle wünschen.

In der Realität lag freilich zwischen Immanuel Kant und der Gründung der Vereinten Nationen noch ein weiter Weg, weit und steinig wird der Weg wohl auch weiterhin sein. Trotz der Schriften von Kant herrschte in der Staatenwelt bis zum Jahr 1945 noch die Theorie des preußischen Generals Carl von Clausewitz (1780–1831) vor, der den Krieg verharmloste und die Regeln der Kriegsführung nicht nach der Humanität, welche es im Krieg ja nicht gibt, sondern primär nach der Möglichkeit, selbst den Sieg zu erringen, aufstellte. »Der Krieg ist nichts anderes als ein Zweikampf. ... Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen ...« Wichtig ist seine bekannte Definition des Krieges: »Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um einen Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen«<sup>14</sup>. Wie in vormodernen Zeiten gibt es bei ihm ein unreflektiertes, mythisches Wir, also die Guten, auf der anderen Seite den Feind, der niedergerungen werden muss. Es scheint dem öffentlichen Bewusstsein noch immer die Fähigkeit zu fehlen, sich einen Menschen ohne Rücksicht auf die Frontlinie vorzustellen. Besonders tragisch scheint mir zu sein, dass heute eine Zahl von selbsternannten Realisten die alte, vor der Erklärung der Menschenrechte liegende Sichtweise für besser ansehen will, was an sich auf ein (uneingestandenes) Denken nach dem Motto schließen ließe, das mit den Menschenrechten verbundene Denken habe in der Wirklichkeit versagt.

Wen verwundert angesichts dieser mangelnden geistigen Reife jener Zeit also, wenn Nietzsche seinen Zarathustra predigen lässt: »Wir müssen ihn hören, ihn, der lehrt: ›ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen, und den kurzen Frieden mehr als den langen!‹ «<sup>15</sup>. Anderes hielt er für eine Lüge, da doch in jener Zeit zwar immer wieder vom Frieden die Rede war, und doch ein Krieg nach dem anderen begonnen wurde.

Die Aussagen von Karl Marx und Friedrich Engels sind angesichts dieser Zeitumstände zu verstehen. Sie sehnen sich nach dem Frieden, aber jenem, der durch einen Krieg, wenngleich es der angeblich letzte in der Geschichte sein soll, kommen werde. Schon der junge Friedrich Engels träumte, offenbar beeinflusst von den adventistischen Strömungen seiner Zeit, den Schreckenstraum von einem »Heiligen Krieg« und sogar von einem »Tausendjährigen Reich«: »Das ist unser Beruf, dass wir ... unser Leben fröhlich einsetzen in den letzten, heiligen Krieg, dem das Tausendjährige Reich der Freiheit folgt ... Lasst uns kämpfen und bluten ... Der Tag ... der Völkerschlacht naht heran, und der Sieg muss unser sein!«<sup>16</sup>. Die mittelalterliche Idee von einem Tausendjährigen Reich (ein der Bibel entnommener Begriff) wurde später bekanntlich nochmals in politisch fataler Weise aufgegriffen, und zwar von Adolf Hitler – aber mit der Vertauschung der rechts-links-Orientierung politischer Ideologien.

### Die Perspektive

Man muss bei der Geschichte des Friedens und der Friedensideen jedenfalls eine Zäsur durch die Gründung der Vereinten Nationen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konstatieren. Nicht nur völkerrechtlich, sondern auch im Bewusstsein der Weltöffentlichkeit sind Kriege heute allgemein verboten. Dass Kriege dennoch geführt werden, ist also anders zu bewerten als vor dieser Zäsur, als das Kriegführen noch als üblicher Vorgang angesehen wurde. Die alte Völkerrechtstheorie zur Zeit des Carl von Clausewitz ging eben noch von dem Umstand aus, dass es keine die Staaten verbindende Gesamtorganisation gebe, was zur Folge habe, dass Streitigkeiten zwischen den Staaten schlicht und einfach nur durch einen Krieg beigelegt werden können; das Recht hatte damals nur Sorge zu tragen, dass auch während der Kriege gewisse Mindeststandards nicht verletzt würden, was freilich auch nicht eingehalten wurde.

<sup>14</sup> C. von Clausewitz, Vom Kriege (München 2000) 1, 1957) 38.  
1, 2.

<sup>15</sup> F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra (München <sup>16</sup> K. Marx – F. Engels, Werke, Ergänzungsband 2  
<sup>2</sup>(Berlin 1973) 220 f.

Heute allerdings gibt es zwei Pole, zwischen welchen die Beurteilung der Rechtslage pendelt: einerseits das generelle Kriegsverbot und andererseits, im Grunde gleich wie früher, die Einhaltung besonderer gesetzlicher Mindestregeln im Falle eines (dennoch) bestehenden Krieges. Ein neues Problem tritt allerdings dadurch auf, dass die »neuen Kriege«<sup>17</sup> in der großen Mehrzahl nicht mehr zwischen Staaten geführt werden, sondern von nichtstaatlichen kriegsführenden Subjekten, welche sich *ergo* nicht an die zwischenstaatlichen Vereinbarungen gebunden fühlen. Dagegen versuchen aber auch Staaten, sei es mit Duldung der UNO oder eben gegen deren Willen, mit den ausbrechenden Kriegen fertig zu werden, indem sie sich auf eine Seite schlagen, von der sie Vorteile erwarten.

Trotz der Ansätze von Friedenserziehung und der Wirkung der Friedensbewegungen, welche sich eher auf das zwischenstaatliche als auf das zwischenmenschliche Verhältnis ausgewirkt zu haben scheinen, erleben wir heute viele solcher neuen Kriege. Diese werden nicht mehr von Staaten, sondern von »warlords« geführt. Aggression gegen sich oder andere Menschen ist nach wie vor häufig, und die WHO berichtet von einer von ihr in Auftrag gegebenen Studie, dass es neben den 450.000 Todesopfern durch Kriege immerhin weltweit eine Million Selbstmorde<sup>18</sup> gibt, wobei Selbstmordattentäter in dieser Statistik nicht als Selbstmörder, sondern unter der Kategorie »Kriegsopfer« mitgerechnet wurden. So gesehen erscheint zwar die Zahl der Kriegsopfer, so tragisch jedes einzelne Opfer ist, zwar geringer als erwartet, aber nichtsdestoweniger erleben wir die Wellen des Terrorismus als ebenso erschreckend wie die verhärtete Front des Islamismus, welcher offenbar von den Verheißungen von Frieden und Wohlstand seitens des Westens maßlos enttäuscht ist und eine Alternative sucht. »Die Terroristen interpretieren allerdings den Islam falsch«, versichert der als liberal geltende ägyptische Großmufti Mohammed Said Tantawi mit glaubhafter Entrüstung über die Geschehnisse in New York und Washington. »Alle Kriege, die geführt wurden in der Zeit des Propheten ... und die Kriege in der Epoche seiner Nachfolger, dienten dem Ziel der Verteidigung des Landes, der Erde, der Ehre, der menschlichen Würde und der Bestrafung der Angreifer«<sup>19</sup>. Dass diese Ansicht nicht historisch, sondern religiös zu verstehen ist, dass also die historische Verifikation dieser Aussage auf religiös motivierten Widerstand stößt, ist die eine Seite des Problems, welches dabei entsteht. Die andere Seite ist die, dass sogar Osama bin Laden seinen (terroristischen) Kampf gegen die USA ebenfalls bloß defensiv begründete: »Sich für die Verteidigung der Muslime zu bewaffnen ist religiöse Pflicht.«

Gewalt wird in allen Religionen zwiespältig gesehen, primär wird wohl der Friede angestrebt und doch wurden und werden Religionen immer wieder auch zur Motivierung für den Krieg missbraucht. Dass Gottes Allmacht herrsche und Gott die Liebe sei, wird wohl zu wenig geglaubt, daher wird immer wieder militärisch etwas erzwungen, für dessen Eintreffen man sich offenbar nicht auf Gottes Allmacht verlassen will. Gottes Allmacht schließt zwar nicht aus, dass wir Menschen verpflichtet sind, Gutes zu tun, weil es Gottes Wille ist, aber Böses zu tun, also kriegerisch zu handeln, um damit angeblich Gottes Willen herzustellen, kann nicht logisch nachvollzogen werden. So gesehen bedeutet religiöser Extremismus auch, dass der konkrete Befehl von Menschen offenbar mehr Ehrfurcht genießt als der abstrakte und ferne Gott.

Samuel Huntington warnte vor dem Kampf der Kulturen und Hans Küng mahnt, dass der Friede der Welt nicht ohne Frieden zwischen den Religionen möglich sei. Dieses Problem scheint in unserer Zeit zu einer besonderen Dringlichkeit zu werden. Wird sich der Friede durchsetzen? Oder werden Kriege gegen den Terror und zweifelhafte Abschreckungstheorien zu einer Eskalation der Gewalt führen? Es wird in Zukunft wohl auch gar nicht mehr genügen, keine oder wenige Kriege zu führen, denn die von der Menschheit gemachten Umweltprobleme, einschließlich des Klimawandels, stellen eine neue Gefahr dar, auf die man erst die geeigneten Antworten

<sup>17</sup> H. Münkler, Die neuen Kriege (Reinbek bei Hamburg 2004).

<sup>18</sup> (4. 9. 2007).

<sup>19</sup> Interview der Süddeutschen Zeitung: <http://www.nordnassau.de/Argumente/Islam/I-Press3/i-presse3.html> (6. 1. 2007).



finden muss. Die Menschheit scheint sich, zwar zögernd und in Wellenbewegungen, aber doch – langfristig betrachtet – gleichsam evolutionär zur Vernunft und zum Frieden zu entwickeln, aber es liegt in unseren Händen ...

Literatur

- A. Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter (Darmstadt 1997).  
Aurelius Augustinus, Der Gottesstaat. In dt. Sprache von C. J. Perl, 3 Bde. (Salzburg 1951–1953).  
G. Beestermöller, Thomas von Aquin und der gerechte Krieg. Friedensethik im theologischen Kontext der Summa Theologiae (Köln 1990).  
C. von Clausewitz, Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung des Generals Carl von Clausewitz <sup>3</sup>(Berlin 1867).  
C. von Clausewitz, Vom Kriege (München 2000).  
Dante Alighieri, Monarchia (Stuttgart 1989).  
E. Drewermann, Heilende Religion. Überwindung der Angst (Freiburg 2006).  
Erasmus von Rotterdam, Die Klage des Friedens (Frankfurt/Main 2001).  
J. G. Fichte, Ausgewählte Politische Schriften (Frankfurt/Main 1977).  
M. Forschner, Stoa und Cicero über Krieg und Frieden (Stuttgart 1988).  
A. Glucksmann, Krieg um den Frieden (Stuttgart 1996).  
A. Glucksmann, Philosophie der Abschreckung (Frankfurt/Main 1986).  
G. W. F. Hegel, Philosophie des Rechts (Frankfurt/Main 1999).  
B. Hamann, Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden (München 1986).  
J. G. Herder, Briefe zu Beförderung der Humanität, Sämtliche Werke XVIII (Berlin 1883).  
W. von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen (Stuttgart 1792).  
S. P. Huntington, Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert <sup>5</sup>(München 1997).  
I. Kant, Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 1, Werkausgabe XI (Frankfurt/Main 1993).  
I. Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf (Stuttgart 1984).  
H. Küng, Projekt Weltethos (München 1990).  
H. Küng, Weltethos für Weltpolitik und Weltwirtschaft <sup>3</sup>(München 1998).  
J. Kunisch – H. Münkler (Hrsg.), Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts (Berlin 1999).  
K. Marx – F. Engels, Werke, Ergänzungsband 2 <sup>2</sup>(Berlin 1973).  
H. Münkler, Die neuen Kriege (Reinbek bei Hamburg 2004).  
H. Münkler, Vom Krieg zum Terror. Das Ende des klassischen Krieges (Zürich 2006).  
Nicolaus de Cusa, Vom Frieden zwischen den Religionen (Frankfurt 2002).  
F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen (München 1957).  
Platon, Der Staat (Bonn 2005).  
K. R. Popper, Die offene Gesellschaft und ihre Feinde 1. Der Zauber Platons <sup>7</sup>(Stuttgart 1992).  
K. von Raumer, Ewiger Friede, Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance (Freiburg 1953).  
J. J. Rousseau, Der Gesellschaftsvertrag (Schutterwald/Baden 2002).  
Communauté de Taizé (Hrsg.), Seele der Welt. Texte von Christen der ersten Jahrhunderte (Freiburg 2001).